

*Victor Conzemius*

## Schweizer Katholizismus weiblich

Die Kongregationen von Menzingen und Ingenbohl im Kontext ihrer Entstehung

Im Jahr 1988 begingen zwei in der Schweiz verwurzelte Gemeinschaften – Menzingen und Ingenbohl – runde Gedächtnistage<sup>1</sup>. Am 16. Juni 1888 starb Mutter Maria Theresia Scherer, die Gründerin der Kreuzschwestern von Ingenbohl. Am 13. Dezember 1863, vor 125 Jahren, schloß Bernarda Heimgartner, die erste Frau Mutter des Instituts der Lehrschwestern von Menzingen, ihre Augen. Diese Gedächtnistage bieten einen Anlaß, die beiden Gemeinschaften im größeren Rahmen ihrer Entstehungszeit zu beleuchten und ihre exemplarische Bedeutung für ähnliche Kongregationsgründungen in Deutschland hervorzuheben. Dabei werden besonders jene Zusammenhänge herausgearbeitet, die in den meisten Darstellungen im Hintergrund bleiben, jedoch die eigentliche Leistung dieser Frauen und ihr Durchsetzungsvermögen erst ins Licht treten lassen.

### 19. Jahrhundert: Kongregationsboom

Das 19. Jahrhundert ist die Hoch-Zeit der Kongregationen und kirchlichen Gemeinschaften, die außerhalb eines streng begrenzten Klosterbezirks in der Nachfolge Christi aktive soziale Dienste entfalten. Für die Männer hatte sich der Sprung über die Klostermauern bereits im Hochmittelalter vollzogen. Die Gründungen des 16. Jahrhunderts haben dieser Lebensform dann breiten institutionellen Charakter verliehen. Die Frauen waren länger an die herkömmliche Form des Mönchtums im geschlossenen Kloster gebunden. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gelingt es den Frauen erst im 19. Jahrhundert, die neue Lebensform im kirchlich-institutionellen Rahmen zu verwirklichen<sup>2</sup>. Der Gründungsboom nach der Französischen Revolution gilt für Frauen und Männer in gleicher Weise; er ist jedoch bei den Frauen ausgeprägter. Die Namengebung und inhaltliche Bestimmung der Frömmigkeitsrichtung dieser Gemeinschaften bezog sich auf Jesus Christus oder Maria; den Satzungen lag zumeist eine abgewandelte franziskanische Regel zugrunde.

Zwischen 1800 und 1880 entstehen in Frankreich etwa 400 Frauenkongregationen; 200 000 Frauen treten ins Noviziat ein. Im gleichen Zeitraum soll in Frankreich – neueren Untersuchungen zufolge – eine von 130 Frauen sich einer solchen

Gemeinschaft neueren oder älteren Stils angeschlossen haben<sup>3</sup>. Das ist ein außergewöhnlich hoher Prozentsatz. Die französische Forschung spricht deshalb von einer Feminisierung des französischen Katholizismus, das heißt von einer bisher nicht dagewesenen Inanspruchnahme der Frauen für die Weitergabe des Glaubens in missionarischer Stoßrichtung und für die Übernahme sozialer Dienste durch Frauen. Auch die antiklerikalen Regierungen duldeten den Weiterbestand dieser Gemeinschaften, als 1903/04 zahlreiche Kongregationen außer Landes verwiesen wurden. Das französische Krankenhauswesen wäre zusammengebrochen, wenn es auf den Beitrag dieser Gemeinschaften hätte verzichten müssen.

Die Gründe für den Erfolg des Kongregationsbooms sind vielfältig. Auf individueller Ebene mag der Rekurs auf die Berufung zum geistlichen Stand hingehen; das gesellschaftliche Phänomen, auf das es hier ankommt, erklärt er nicht. Auszugehen ist von den Möglichkeiten zur Selbstentfaltung, die diese Gründungen den Töchtern kinderreicher Familien nach dem Rückgang der Kindersterblichkeit boten. Die Kreise, die sich angesprochen fühlten, waren in der Mehrheit fest in der Volksfrömmigkeit verwurzelte ländliche Schichten. Einzelne dieser neuen Gemeinschaften zogen auch Töchter des Adels und des Besitzbürgertums an, während die Söhne dieser Schichten sich keineswegs mehr wie vor der Revolution zum geistlichen Stand drängten, jedoch Orden und Kongregationen den Vorzug gaben.

Der Eintritt in eine Kongregation bot alleinstehenden, sich zum Zölibat verpflichtenden Frauen die Möglichkeit eines Anschlusses an eine Großfamilie, soziale Sicherheit, Bildungschancen, ein gewisses Sozialprestige und die Wahrnehmung von Verantwortung, die die damalige Gesellschaft der Frau vorenthielt. Die Vorsteherin oder Oberin einer solchen Gemeinschaft konnte selbständig mit Geld umgehen, Häuser erwerben, neue bauen, ein nationales, bisweilen internationales Netz sozialer Dienste aufbauen. Sie konnte die Einengung der Frau auf ihre herkömmliche Rolle in der Familie, Kindererziehung und Organisation von Kaffeekränzchen teilweise durchbrechen. In gewisser Weise haben diese Ordensfrauen dazu beigetragen, die öffentliche Meinung hinsichtlich der Rollenfixierung der Frau für einen Wandel vorzubereiten<sup>4</sup>.

Was für Frankreich gilt, braucht nicht unbedingt für die Schweiz – und für Deutschland – Geltung zu haben. Gewisse Rahmenbedingungen kehren aber auch hier wieder. Zunächst ist für die Schweiz auf den formgebenden Einfluß französischer Initiativen hinzuweisen. Von den Ursulinen, die im 17. Jahrhundert der Ausbildung von Mädchen die Priorität gaben, über die Schulschwestern von Portieux, die im Jura und in Basel wirkten, hin zu den Spitalschwestern von Besançon in Solothurn und Luzern, überall läßt sich der französische Einfluß nachweisen. Auch die Gründerinnen der typisch deutschschweizerischen Kongregationen wie Menzingen, Ingenbohl und Baldegg sind im Elsaß zur Schule gegangen und haben sich in französischen Häusern Rat geholt.

Wie machte nun der schweizerische Katholizismus sich das Kräftepotential alleinstehender Frauen für das Schulwesen und die sozialkaritativen Dienste zunutze? Rein flächenmäßig verdoppelte sich im 19. Jahrhundert der Tätigkeitsbereich der Katholiken. Zunächst waren es die katholischen Stammlande und die gemischtkonfessionellen Kantone, dann die Städte der Diaspora – Basel, Zürich, Winterthur, St. Gallen –, in die Zuwanderer aus der Innerschweiz und dem Wallis, aber auch aus den benachbarten, überwiegend katholischen Regionen wie dem Elsaß strömten. Die Nöte und Bedürfnisse waren vielfältig; die Versuche, sie zu lösen, spiegeln den Aufbau eines katholischen Mikrokosmos in einem staatlichen und gesellschaftlichen Ganzen<sup>5</sup>.

Ein gewisser Vorsprung, den die reformierten Kantone im Schulwesen hatten, unbeschadet beachtlicher katholischer Initiativen im Luzernischen und Solothurnischen, weitete sich im 19. Jahrhundert aus. Die Einführung der allgemeinen Schulpflicht durch die meisten kantonalen Verfassungen im Jahr 1848 – in die Bundesverfassung wurde sie erst 1874 aufgenommen – traf die katholische Innerschweiz recht unvorbereitet. Zudem befand sie sich in einer recht prekären finanziellen Situation infolge der ihr nach dem verlorenen Sonderbundkrieg auferlegten Kontributionen. Zwar zeigten die Auswirkungen des industriellen Wandels sich in der Innerschweiz nicht so unmittelbar. Doch in einzelnen Kantonen – Zug, Solothurn, St. Gallen – traten im Gefolge der Industrialisierung neue Formen der Verelendung zu den herkömmlichen hinzu, die infolge von Mißernten, Naturkatastrophen und ansteckenden Krankheiten sozusagen permanentes Hausrecht hatten. Kantone und Gemeinden waren überfordert; nur die Privatinitiative konnte Abhilfe schaffen und gegenüber allgemeiner Passivität einen Bewußtseinswandel einleiten.

Daß dies unter konfessionellem Vorzeichen geschah, ist nicht nur darin begründet, daß das christliche Ideal der Nächstenliebe besonders ansprechbar für einen Einsatz im Bereich gesellschaftlicher Notstände ist. Die Konfession war durch das ganze Jahrhundert hindurch ein Sozialisationsfaktor ersten Ranges, wie wir es uns heute kaum vorstellen können.

### Eine gesellschaftliche Reformvision

Doch bedurfte es einer visionären und zugleich praktisch begabten Persönlichkeit, die die Notlage der Zeit erfaßte und tatkräftig Gegenmaßnahmen steuerte. Diese Persönlichkeit im katholischen Bereich war der aus Münstair im Bündnerland stammende Kapuziner *Theodosius Florentini*<sup>6</sup>. Florentini hat seine Intuitionen auf den Nenner gebracht: Was Bedürfnis der Zeit ist, ist Gottes Wille, das heißt, da muß der Christ einspringen. Er war ein Feuerkopf, vielseitig begabt, mit einem visionären Blick für die Nöte der Zeit, zupackend, ohne viel zu fragen und

zu überlegen, mit einem grenzenlosen Vertrauen in Gottes Hilfe und die Einsatzbereitschaft opferwilliger Herzen. Er kumulierte Ämter und Chargen, einige sukzessiv, manche gleichzeitig, bis er den Überblick verlor und treulos ausgebeutet wurde. So war er Novizenmeister, Lehrer der Theologie, Klostervorsteher in Baden, Schullehrer in Altdorf, Pfarrer in Chur, Generalvikar, Begründer der schweizerischen Bischofskonferenz. Zugleich war er Volksmissionar, religiöser Schriftsteller, Exerzitienprediger, Vortragsreisender, Beichtvater, Stifter von Frauenkongregationen, Gründer und Manager industrieller Unternehmungen, Bettelmönch im großen Stil.

In seinem Wesen verband sich Großmut mit Maßlosigkeit und einem Hang zur ständigen Überforderung seiner selbst und der anderen. Sein stürmischer Eifer und sein Ideenreichtum, sein verwegenes Zupacken rissen Menschen aller Volksschichten mit; auch reformierte Christen standen im Bann seiner Persönlichkeit. Dennoch war etwas Gewalttätiges in seinem Wesen, das kaum Widerspruch duldete und blinde Unterordnung verlangte, ein Umgangsstil und eine Einschätzung seiner selbst, die nicht wenigen starken Persönlichkeiten eigen ist. Er träumte davon, Zürich mit einer Handvoll Kapuziner wieder katholisch zu machen, ein Vorhaben, das allerdings nie zur Ausführung kam. Seinen Beitrag zur schweizerischen Gesellschaftsreform hat der Luzerner Staatsmann Philipp Anton v. Segesser (1817–1888) zutreffend umschrieben:

„Man hat von ihm gesagt, er trachte, die sozialen Verhältnisse und Institutionen der Gegenwart dem Katholizismus dienstbar zu machen, aber man dürfte vielleicht der Wahrheit näher kommen, wenn man umgekehrt sagte, daß sein Bestreben dahin ging, den Katholizismus den sozialen Verhältnissen der Gegenwart dienstbar zu machen. Der Zweck der Religion ist ja nicht, sich jemandem dienstbar zu machen, sondern alle dem Dienste Gottes zuzuführen. Dies ist ihre Aufgabe und ihr Zweck zu jeder Zeit.“<sup>7</sup>

Florentinis hochfliegende Pläne wären Phantastereien geblieben, hätte er nicht Frauen gefunden, die diese Pläne verwirklichten. Im Jahr 1841 mußte Theodosius als angeblicher Aufwiegler in den Aargauer Klosterwirren aus Baden ins Elsaß flüchten. In Rappoltswiler (Ribeauvillé) lernte er die Kongregation der Lehrschwestern von der Göttlichen Vorsehung kennen, die mit großem Erfolg Lehrerinnen ausbildete. Hierhin schickte er drei Schweizerinnen, die sich im kurz zuvor aufgehobenen Kloster Maria Krönung in Baden<sup>8</sup> der Ausbildung als Lehrerinnen widmen wollten. Unter diesen drei jungen Frauen befand sich Maria Anna, mit Klostersnamen *Bernarda Heimgartner* (1822–1863), die Tochter eines Kleinbauern und Dorfschuhmachers aus Fislisbach im Aargau<sup>9</sup>. Sie war das vierte Kind einer Familie von sechs; der Vater starb, als sie 14 Jahre alt war. Eine Hinnegung zum Lehrerberuf scheint in der Familie vorhanden gewesen zu sein: zwei weitere Geschwister widmeten sich pädagogischen Aufgaben.

Nach ihrer Rückkehr aus dem Elsaß nahmen die Schulpläne von Theodosius dank seiner Verbindung mit Zuger Bürgern, denen die Hebung des Mädchenunterrichts am Herzen lag, konkrete Gestalt an. Mit ihren zwei Kolleginnen aus

dem Aargau stellte Bernarda Heimgartner sich für diese Aufgabe zur Verfügung. Am 8. August 1844 wurden im Pfarrhaus von Menzingen die von Theodosius entworfenen Statuten von einer Interessengemeinschaft gebilligt und dem Bischof von Basel zur Approbation unterbreitet. Die Statuten räumten der Oberin eine weitgehende Kompetenz ein<sup>10</sup>. Sie übernahm die volle Verantwortung für alle, auch finanzielle Verbindlichkeiten. Kurze Zeit später legten diese drei Frauen in Aldorf die feierliche Treueverpflichtung auf die Satzungen des neugeplanten Instituts ab mit dem Versprechen der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams sowie einem zusätzlichen Gelöbnis, sich ganz der Erziehung der Jugend zu widmen. Der geistliche Beirat, den der Bischof der neuen Gemeinschaft gab – es war der Ortspfarrer –, hatte nur beratende Stimme. Theodosius blieb in den rechtlichen Abmachungen im Hintergrund.

### Schwierigkeiten des Anfangs und erste Erfolge

Die Anfänge waren wie alle Anfänge nicht leicht. In Schule und Unterkünften mußte manches improvisiert werden; die Anforderung an die Entlohnung der Schwestern wurde auf das Existenzminimum herabgesetzt. Es gab auch Vorurteile gegenüber den Schwestern, teils im eigenen Lager, teils bei radikalen Elementen, die in jeder Klosterfrau eine geistliche Braut von Jesuiten witterten. Im eigenen Lager war es bisher noch nicht dagewesen, daß Schwestern einzeln oder zu mehreren die schützenden Klostermauern verließen, in Landstädten und Dörfern Wohnungen bezogen, vielfach in Familien in Pension kamen. Das war eine revolutionäre Neuerung. Sie mußte Anstoß erregen, weil die allzu Besorgten sich fragten, wie diese Frauen in der ungewohnten Umgebung ihre religiösen Verpflichtungen, besonders ihr Gebetsleben, einhalten könnten. Nicht alle alten Frauenklöster haben die Neulinge schwesterlich begrüßt. Tatsächlich gab es Bestrebungen, die neue Gründung klösterlich umzukrempeln und „frömmere“ zu machen. Das Nachgeben in Richtung Verklösterlichung hätte jedoch die junge Gemeinschaft jener Eigenart beraubt, die die Voraussetzung ihres Wirkens und ihres Erfolgs war.

Mutter Bernarda hat mit Beharrlichkeit diesen Bestrebungen widerstanden. Zwei Faktoren haben sie in dieser Position bestärkt: das Echo, welches die Zuger Initiative landauf, landab in Gemeinden und Pfarreien fand, dann die steigende Zahl der Eintritte<sup>11</sup>. Der schulische Erfolg der Menzinger Gründung veranlaßte bald andere Gemeinden, sich mit der Bitte um Lehrerinnen an Mutter Bernarda zu wenden. Aus Zug, Schwyz, St. Gallen, dem Misoix, Graubünden kamen die Anfragen. In den Bergkantonen suchte man die Schwestern auch für die Knabenschulen zu gewinnen. Der finanzielle Anreiz war ausschlaggebend; ihnen wurde nur knapp die Hälfte des Gehalts bezahlt, das ein Lehrer bekam.

Ebenso wichtig war, daß die Gemeinschaft nicht um Nachwuchs besorgt zu sein brauchte. Trotz nachteiliger Entwicklung der politischen Situation des Katholizismus und trotz weitverbreiteter Vorurteile gegenüber religiösen Kongregationen in bestimmten Kreisen der reformierten Schweiz häuften sich die Eintritte. Zehn Jahre nach der Gründung zählte das Institut Menzingen 60 Schwestern, 1863, im Todesjahr der Gründerin, 114.

Noch rasanter waren die Eintritte in Ingenbohl. 1865 gab es hier 295 Schwestern in 87 Niederlassungen, 1900 über 3100 Schwestern in 617 Stationen. Den Höchststand erreichte Menzingen 1964 mit 3506 Schwestern und 448 Niederlassungen, Ingenbohl 1941 mit 9638 Schwestern. Die Statistiken von 1987 weisen für Menzingen 2760 Schwestern in 269 Niederlassungen, für Ingenbohl 6141 Schwestern in 541 Niederlassungen aus. In diesen Zahlen sind auch die Stationen außerhalb der Schweiz, besonders im süddeutschen Raum und im ehemaligen Österreich-Ungarn, inbegriffen.

Aus welchen Schichten kamen die Frauen, die in hellen Scharen um Aufnahme in diese Schwesterngemeinschaften baten? Es waren meist Töchter aus bäuerlichen Verhältnissen, aus mittleren und kleineren Bauernbetrieben, die sich für diese Lebensform entschieden. Einzelne kamen aus bürgerlichen und gewerbetreibenden Kreisen. Die Frauen aus dem städtischen Patriziat in Solothurn und Luzern hielten sich auffallend zurück. Wenn überhaupt, so traten diese in die älteren beschaulichen Klöster ein, zu denen aus Familientradition eine Bindung bestand.

Eine typische Gründerpersönlichkeit ist auch *Maria Theresia Scherer* (1825–1888), die Frau Mutter von Ingenbohl<sup>12</sup>. Sie war das vierte Kind einer Bauernfamilie von sieben, die nach dem frühen Tod des Vaters in wirtschaftliche Schwierigkeiten kam. Trinchen wuchs auf dem Hof der Brüder ihrer Mutter in Meggen am Ufer des Vierwaldstättersees auf, besuchte nach der Primarschule das Bürgerhospital in Luzern, um Hauswirtschaft und Krankenpflege zu lernen. Ein Kapuziner riet ihr, der Gründung des P. Florentini beizutreten. In Altdorf (Uri) und Menzingen erhielt sie eine Intensivausbildung als Lehrerin und wirkte anschließend in Galgenen, Baar und Oberägeri. Die Schwierigkeiten, die ihr an ihren rasch wechselnden Wirkstätten begegneten, entmutigten sie nicht. Kaum 25jährig, übernahm sie in Näfels (Glarus) die Leitung einer Armen- und Waisenanstalt, die im Freulerschen Palast untergebracht war. Alte, geistig und körperlich Behinderte, aber auch gesunde, arbeitslose Mädchen, alle wohnten unter dem gleichen Dach.

1852 berief Theodosius sie nach Chur und übertrug ihr die Leitung des Spitals Planaterra. Kurze Zeit später konnte sie ins neu erbaute Kreuzspital einziehen. Hier erbaten junge Frauen den Anschluß an die vorwiegend in der Krankenpflege tätigen Schwestern. Mutter Maria Theresia war für ihre berufliche und klösterliche Ausbildung verantwortlich. Der Ausstieg aus der Schule und die Übernahme

sozialkaritativer Dienste ist ihr nicht leichtgefallen. Sie hat es mit Gottvertrauen und im Gehorsam gegenüber P. Theodos getan.

### Krise als fruchtbare Entscheidung in die Zukunft

1855, als der rastlos von neuen Projekten gejagte P. Theodos mit fünf Franken in der Tasche und einer Schuld von 45 000 Gulden den Niggschen Hof in Ingenbohl übernimmt, um noch größere Vorhaben anzugehen und weitere Schulden zu häufen, kommt es zur Krise. Mutter Bernarda in Menzingen sah sich außerstande, dem Drängen von Theodosius, die beiden Institute zusammenzulegen, also einer Verbindung von Schule und Caritas, nachzugeben. Es waren keineswegs formaljuristische Gründe, die sie bewogen, sich auf den Primärzweck des Menzinger Instituts, die pädagogisch-erzieherische Aufgabe, zu berufen. Sie hatte die Verantwortung sowohl für die Ausbildung der Schwestern wie für ihr körperliches Wohlergehen. Sie mußte auch für den guten Ruf des Instituts in einer teilweise verständnislosen größeren Öffentlichkeit besorgt sein, die kleine Vorkommnisse gern aufbauschte, um die eigenen Vorurteile zu bestärken. Manche Schwestern kamen mit wenig schulischem und pädagogischem Gepäck, standen vor riesigen Schulklassen in ungeheizten Räumen, mußten mit den Eltern streiten, damit sie den Kindern Schreibzeug kauften, mit den Gemeinden, daß sie den kargen Lohn auszahlten. Nicht selten wurden Schwestern in diesen Jahren auf den Bettelgang geschickt. Die Ausbildung der Lehrerinnen wurde, von einigen milden Gaben abgesehen, ohne staatliche Zuschüsse oder Beiträge der Gemeinden vom Mutterhaus getragen.

Es ist kein Zufall, daß für manche junge Mädchen die rein physischen Belastungen zu groß waren und ihr geschwächter Körper grippalen und Lungenerkrankungen keine Widerstandskraft entgegensetzen konnte. Die Sterblichkeitsrate der jungen Frauen war verhältnismäßig hoch. Bernarda Heimgartner hielt es für unverantwortlich, frisch eingeschulte junge Lehrerinnen aus ihren Arbeitsplätzen herauszureißen und ihnen neue Aufgaben aufzubürden. In Rhäzüns (Graubünden), wo die Schwestern unter größten Anstrengungen in einem baufälligen Schloß ein Mädchenpensionat eingerichtet hatten<sup>13</sup>, hatte sie selber die Unberechenbarkeit und die Schattenseiten des Temperaments des Gründers aus der Nähe kennengelernt. Sie hatte seine aufbrausend-jähzornige Art erfahren, die keinen Widerspruch duldete und absoluten Gehorsam forderte. Welchen Mut diese junge Frau besessen haben muß, um dem mit schwerem Theologengeschütz auf-fahrenden Ordensmann entgegenzutreten, der seinen eigenen Willen kurzerhand mit dem Willen Gottes in eins setzte, läßt sich nur ahnen. An den bischöflichen Kommissar Bossard in Zug schrieb Mutter Bernarda am 5. April 1854:

„Der Hochwürdige Pater Theodosius will, so glaube ich, immer wieder das Mutterhaus von Menzingen wegziehen, und das wäre nach meinem Dafürhalten schädlich. Es fragt sich jetzt: Soll ich

mich dem Hochwürdigen P. Theodosius unbedingt und absolut hingeben, oder soll ich als Oberin handeln, wie mich die gegebenen Statuten berechtigen? Ferner, haben die Schwestern dem P. Theodosius oder ihrer Oberin zu gehorchen? Dem lieben Gott haben wir gelobt, nach den hl. Vorschriften zu handeln etc., kirchlichen Gehorsam aber sind wir doch P. Theodosius bis jetzt keinen schuldig gewesen. Ich überlasse jetzt den Entscheid dieser Angelegenheit dem hochwürdigsten Ordinariate und bin bereit, Hochdemselben mich zu unterwerfen. Ich bekenne noch, daß es mir ungemain schwer fallen würde, wenn Spital- und Lehrschwestern alles auf meine Schultern gelegt und ich zu allem und jedem mich herbeilassen müßte, was der P. Theodosius beginnen will. Für alles einstehen und verantwortlich sein müssen, wovon man oft nicht einmal Kenntnis hat und nicht weiß, wie weit sich die Sache noch ausdehnt etc., ohne Mittel und Garantie außer der Persönlichkeit des Hochw. P. Theodosius. Ich wünschte, nur dem einzigen Zwecke, dem Unterricht der Kinder, nach den gegebenen Statuten zu leben.“<sup>14</sup>

Gegen diese Argumente warf Theodosius das ganze Gewicht seines Kredits als Stifter in die Wagschale und machte herrisch seine Urheberrechte geltend:

„Alle Mitglieder des Instituts, selbst die Oberin, sollten stets nur Exekutoren meines Planes nach meinem Wissen und Willen sein. Was *ich* wollte, nicht was *sie* beabsichtigten, sollte ins Leben treten ... Ich forderte demnach eine vollkommene Hingabe des Instituts an meine Ideen und habe sie, ohne je aufzuhören gefordert. Jede andere Anschauung meines Verhältnisses zum Institut hat mich fortwährend verletzt.“<sup>15</sup>

## Frauen und geistliche Berater – eine Leidensgeschichte

Die Frauen als Schachfiguren auf dem Brett eines allmächtig schaltenden und waltenden Theodosius, die Oberin eine gefügte Drahtpuppe, wie der Bischof von Basel vermerkte, das war doch auch den Männern der bischöflichen Kurien zuviel. Sie entschieden, daß Menzingen wie bisher dem Bischof von Basel unterstellt blieb, die Ingenbohl-Churer Gründung jedoch der Zuständigkeit des Bischofs von Chur anheimfiel<sup>16</sup>. Damit war das Vorhaben von Theodosius gescheitert, beide Institute unter seiner Leitung zu verschmelzen, vor allem, um einen finanziellen Bürgen für seine waghalsigen Unternehmungen zu gewinnen.

Das Kapitel der Beziehungen zwischen Ordensgründerinnen und geistlichen Beratern oder Hausgeistlichen ist eines der am wenigsten erfreulichen der Ordensgeschichte. Franz von Sales und Jeanne Frémyot de Chantal gehören zu den gelungenen Ausnahmen. In manchen Fällen haben diese Frauen mit ihren geistlichen Beratern ein wahres Martyrium mitgemacht. Sie wurden in mehrfacher Hinsicht bevormundet, tyrannisiert und ausgebeutet. Frauen konnten sich nicht immer gegen die Kompetenzüberschreitungen dieser Gottesmänner wehren, die Gottes Willen so haarscharf genau zu kennen vorgaben.

Auch für Mutter Bernarda war die Zeit der Prüfungen nicht zu Ende. Sie galt seither in einer bestimmten, typisch religiösen Perspektivverkürzung als die Undankbare, die Treulose, die Widerspenstige, die sich dem Autoritätsanspruch des Stifters widersetzt hatte. Bei Theodosius, dem genialen Pläneschmied, Menschenfreund und Menschenverbraucher, konnte eine solche Deutung noch hingehen.



Als andere, weniger bedeutende geistliche Herren sich in die innere Angelegenheit des Instituts einmischten, hat man gemerkt, daß die besseren menschlichen und religiösen Argumente auf der Seite dieser tapferen Frau waren, von der wir nur eine einzige Aufnahme besitzen, als sie bereits von schwerer Krankheit gezeichnet war. Pfarrer Röllin, der geistliche Berater (Superior) des Instituts, geriet in die Abhängigkeit einer angeblichen Seherin, die die Lehrschwestern für rückständig hielt und eine strengere klösterliche Ausrichtung empfahl. Diese Bestrebungen wurden unterstützt von dem wegen seiner Strenge als Abt von St. Bonifaz in München gescheiterten Benediktiner Paul Birker (1814–1888), der in Menzingen seine asketischen Ideale an die Frauen bringen wollte. Das Experiment endete mit der Wegberufung Birkers<sup>17</sup>.

Auch Mutter Maria Theresia Scherer in Ingenbohl, die das dortige Institut zunächst unter der geistlichen Betreuung von Theodosius leitete, mußte sich mehrfach gegen das organisatorische Ungestüm des Stifters zur Wehr setzen und hat sich darüber wiederholt beklagt. Im Jahr 1864, als Theodosius auf verschiedene Vorstellungen nicht reagierte, drohte sie sogar mit ihrer Amtsniederlegung<sup>18</sup>. Nach dem Tod von Theodosius (1865) hatte sie mit ähnlichen Eiferern wie Mutter Bernarda zu tun, die eine Umwandlung der Statuten des Instituts in die klösterlich-beschauliche Richtung erstrebten<sup>19</sup>. Es scheint, daß die Schwestern vom Hl. Kreuz in Ingenbohl und Menzingen mit einem Teil ihrer Hausgeistlichen sich wahre Hauskreuze aufgeladen hatten.

### Eine ausgesprochene Regentennatur

Maria Theresia Scherer war zweifelsohne bereits von ihrer physischen Konstitution her eine robustere Natur als die zeitlebens von zahlreichen gesundheitlichen Störungen geplagte Bernarda Heimgartner, die im Alter von 41 Jahren an Lungentuberkulose starb. Sie hatte übrigens Maria Theresia Scherer geraten, beim Stifter zu bleiben, falls es zur Trennung beider Institute komme<sup>20</sup>. M. Theresia Scherer überlebte beide und hat als Frau schier Unglaubliches geleistet. Entgegen dem Rat der Schweizer Bischöfe übernahm sie 1865 die Haftung für die großen Schulden, welche Theodosius wegen seiner mißglückten industriellen Unternehmungen hinterlassen hatte, einen Betrag, der sich auf mehr als zwei Millionen heutiger Franken belief. Die Sammelschwestern, die sie in die benachbarten Länder zum Betteln schickte, wurden zugleich zu Werberinnen für das Institut Ingenbohl, das sich vor allem im süddeutschen Raum und in den verschiedensten Ländern des Vielvölkerstaats Österreich-Ungarn ausbreitete. Verzeichnet sind von ihr persönlich 29 Reisen nach Baden-Hohenzollern, 16 nach Österreich, 13 nach Böhmen, 10 in die Steiermark, 4 nach Slowenien, 3 nach Rom, 2 nach Savoyen. Dazu kamen noch jährlich 60 bis 70 Visitationen der Niederlassungen in

der Schweiz. Bei ihrem Tod im Jahr 1888 waren es 1658 Professoresschwestern des Ingenbohl'schen Instituts in 434 Niederlassungen<sup>21</sup>.

Einen hochherzigen Freund und Gönner hatten die Schwestern im Staatsrechtslehrer und Politiker *Carl Hilty* (1833–1909), einem Christen reformierter Tradition, der vor seiner Berufung an die Universität Bern (1875) ein Anwaltsbüro in Chur hatte. Er führte unentgeltlich die verwickelten Vermögensprozesse für die Gemeinschaft, welche das finanzielle Debakel der industriellen Unternehmungen von Florentini Ingenbohl aufgebürdet hatte. Nach dem Tod von Mutter Maria Theresia schrieb er in seinem „Politischen Jahrbuch“:

„Wir können uns nicht versagen, unter den Originalmenschchen der Schweiz auch eine Vertreterin des andern Geschlechts, das doch auch sehr wesentlich zur Physiognomie des Landes gehört, anzuführen; die am 16. Juni zu Ingenbohl im Kanton Schwyz verstorbene edle erste Generaloberin der Barmherzigen Schwestern, Theresia Scherer von Meggen, Kanton Luzern. Die Verstorbene, aus geringem Stande hervorgegangen, war eine jener geborenen Königinnen, wie ihre Namensschwester in Österreich, und hätte wahrscheinlich ebensogut einen großen Staat wie den ihr anvertrauten Orden geführt. Sie war die ausgesprochenste Regentennatur, die wir jemals unter Frauen gesehen haben, von einem durchdringenden, entschlossenen, auf alle Schwierigkeiten des Lebens und ihres Berufes stets ruhig gefaßten und bei aller gutkatholischen Religiosität merkwürdig vorurteilsfreiem Geiste, endlich mit der vollen Lösung von allem persönlichen Egoismus ausgestattet, die das Geheimnis der Macht über die Menschen ist.“<sup>22</sup>

Was 1856 der sachliche Anlaß der Trennung von Menzingen und Ingenbohl gewesen war, verlor in den folgenden Jahrzehnten an Bedeutung. Unter dem Druck der Verhältnisse und der Bedürfnisse in Dörfern und Landstädten mußte auch Menzingen sozialkaritative Aufgaben übernehmen.

Die Querelen und Belastungen, denen diese Frauen im eigenen Lager ausgesetzt waren, wogen schwerer als die direkten Anfeindungen der Gegner. Als der Kulturkampf bereits im Abflauen war, kamen die Lehrschwestern nochmals ins Gerede. In den Luzerner Gemeinden Ruswil und Buttisholz rekurrten 1877 einige Bürger gegen die Berufung von Lehrschwestern an die dortigen Schulen. Der gegen die Schwestern erhobene Vorwurf didaktischer Mängel – sie verstünden sich am besten aufs Einpauken und aufs Memorieren – wurde durch den Bericht eines eidgenössischen Experten und liberalen Ständerats, des reformierten Pfarrers von Liestal, Martin Birmann, widerlegt<sup>23</sup>. Birmann besuchte auch die Schulen von Ingenbohl und stellte ihnen ebenfalls ein positives Zeugnis aus.

Einige Jahre später (1881) gab der Basler Nationalrat Emil Frey den Befürchtungen Ausdruck, eine Entfremdung der Innerschweiz von der gesamten Eidgenossenschaft stehe bevor, wenn Lehrschwestern die jüngere Generation herantildeten. Vom hohen Roß der Theorie herab forderte er die konfessionslose Schule. Ihm trat der Luzerner Philipp Anton v. Segesser entgegen. Er führte die Argumentation seines Gegners ad absurdum, indem er darlegte, eine konfessionslose Schule sei unmöglich, weil es keine konfessionslosen Lehrer geben könne. „Auch der Unglaube, die Negation, ist eine Konfession und sie äußert sich gewöhnlich entschiedener, lärmiger, anstößiger als die der positiv Gläubigen.“<sup>24</sup>

## Forschungsaufgaben

Wenn hier auf die Umtriebe gegen die Lehrschwestern und die Feindseligkeiten gegen das Wirken von Frauenkongregationen ausführlicher als auf ihre positiven Leistungen eingegangen wird, so geschieht es deshalb, weil diese Schwierigkeiten und die tapfere Gegenwehr der Betroffenen zu wenig bekannt sind. Sie wurden aus falsch verstandener christlicher Nächstenliebe allzu behende zugedeckt. Ihre positiven Leistungen in der schweizerischen Gesellschaft der Neuzeit sprechen für sich selbst. Ungerecht ist es deshalb, sie einzig nach emanzipatorischen Gesichtspunkten zu beurteilen, ohne den Beitrag zu würdigen, den sie als Frauen in Geduld und Beharrlichkeit erbracht haben. Bisher hat die historische Forschung in der Schweiz diesen Aspekt der Frauenbewegung ausgeklammert. Ingenbohl und Menzinger stellen nur einzelne Segmente eines großen Spektrums dar, zu dem auch die vielen Schweizerinnen gehören, die im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte nichtschweizerischen Kongregationen beigetreten sind. Auch die von den Klosterstürmen verschonten oder wieder aufgebauten kontemplativen Gemeinschaften mit einer älteren Tradition müßten in diese Forschung einbezogen werden.

### Krise oder Gesundschumpfung?

Nicht zuletzt würde eine solche Analyse auch zur Selbstfindung dieser Frauengemeinschaften in der heutigen Zeit beitragen. Was nach außen als ungewöhnlich begnadete Blütezeit in Erscheinung tritt, enthüllt sich bei näherem Zusehen als ein dynamischer Vorgang unter ganz bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen und Voraussetzungen. Die viel beklagte Krise des Schwesternnachwuchses heute wird aufgrund einer solchen Entmythologisierung relativiert. Die Voraussetzungen, die im 19. Jahrhundert bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts weiterbestanden und die diese Blüte ermöglichten – in der Hauptsache die großen kinderreichen Familien und das Fehlen von Bildungs- und Berufsmöglichkeiten für Frauen –, existieren heute nicht mehr. In Entwicklungsländern, in denen auch Ingenbohl und Menzinger Fuß gefaßt haben, vollzieht sich unter ähnlichen Voraussetzungen wie in der Schweiz im 19. Jahrhundert ein explosionsartiger Anstieg der Eintritte. Der zahlenmäßige Rückgang hierzulande ist deshalb an erster Stelle auf veränderte Rahmenbedingungen zurückzuführen.

Der Gläubige darf in diesem Schumpfungsvorgang einen ganz natürlichen Vorgang sehen. Das braucht jedoch für ihn kein Anlaß zur Resignation zu sein, sondern vielmehr eine Einladung, in den gewandelten Verhältnissen nach denjenigen Aufgaben Ausschau zu halten, die den Bedürfnissen und Nöten unserer Zeit entsprechen.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz (gekürzte Fassung in der NZZ Nr. 229, 1/2. 10. 1988) möchte dazu beitragen, die Forschung über die Geschichte der Frauenkongregationen im dt. Sprachraum zu beleben. Hier gilt, was Brigitte Degler-Spengler in ihrer umfassenden und eingehenden Vorstellung des in Anm. 2 erwähnten Werks von C. Langlois schrieb: „Im deutschen Sprachraum fehlen bisher Studien, die das erstaunliche Phänomen der Ausbreitung und des Wachstums der weiblichen Kongregationen im vergangenen Jahrhundert für ein größeres Gebiet gesamthaft untersuchen. Darstellungen über einzelne Gemeinschaften bleiben daher notgedrungen auf sich selbst beschränkt und lassen in dieser Form wenig spüren von der großen Kongregationsbewegung, an der die einzelnen Gemeinschaften teilhatten und von der her sie ihre übergeordnete Bedeutung für Kirche und Gesellschaft gewannen.“ (B. Degler-Spengler, Katholizismus auf weiblich, in: Rottenburger Jb. f. Kirchengesch. 6, 1987, 239–251, 239; vgl. ebd. 115–132 über Parallelen im protestantischen Raum: E. Schering, Ordenserneuerung und Gestaltwerdung der Diakonie im Protestantismus des 19. Jahrhunderts).

<sup>2</sup> R. Hostie, *Vie et mort des ordres religieux. Approches psychologiques* (Paris 1972); F. Mayeur, *L'éducation des filles en France au XIXe siècle* (Paris 1979); C. Langlois, *Le catholicisme au féminin. Les congrégations françaises à supérieure générale au XIXe siècle* (Paris 1984). Einen kurzen geschichtlichen Überblick über die religiösen Frauengemeinschaften bietet H. 3 (1982) der Schweizer Zschr. „Schritte ins Offene“. Als Modell einer neueren Arbeit über eine Kongregation, die vorwiegend im Schulwesen tätig war, kann empfohlen werden: P. Wynants, *Les soeurs de la Providence de Champion et leurs écoles* (Namur 1984).

<sup>3</sup> Langlois, a. a. O. 632. <sup>4</sup> Ebd. 642 ff.

<sup>5</sup> U. Altermatt, *Der Schweizer Katholizismus im Bundesstaat. Entwicklungslinien und Profile des politischen Katholizismus von 1848 bis zur Gegenwart*, in: *Hist. Jb.* (1983) 76–106; ders., *Konfessionelle Minderheiten in der Diaspora: Zwischen Isolation und Assimilation. Das Beispiel von Katholisch-Zürich 1850–1950*, in: *Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte*, hrsg. von W. Schieder (Göttingen 1986) 185–204.

<sup>6</sup> Zu Florentini vgl. V. Gadiant, *Der Caritasapostel Theodosius Florentini* (Luzern <sup>2</sup> 1946); A. Bünter, *Die industriellen Unternehmungen von P. Theodosius Florentini 1808–1865. Eine sozial-ethische Studie über Voraussetzungen und Grenzen der Sozialreform* (Freiburg, Schw. 1962); V. Conzemius, *Theodosius Florentini*, in: *Dict. d'Hist. et de Géogr. Eccl.*, Bd. 17, 602–609; A. Bünter, *Pater Theodosius Florentini* (Freiburg, Schw. 1985); G. Rümmer, *P. Theodosius Florentini (1808–1865). Ein Mann der christlichen Caritas und der sozialen Tat* (Theol. Liz.-Arb. Zürich 1982).

<sup>7</sup> Ph. A. v. Segesser, *P. Theodosius Florentini*, in: *Sammlung kleiner Schriften*, Bd. 2 (Bern 1979) 443 ff.

<sup>8</sup> Über das Kloster Maria Krönung in Baden und sein Wirken für die Mädchenerziehung vgl. *Helvetia Sacra*, Abt. V., Bd. 2, 991 ff.

<sup>9</sup> H. Jud, *Mutter Maria Bernarda Heimgartner* (Freiburg, Schw. 1944); R. Henggeler, *Das Institut der Lehrschwestern vom heiligen Kreuz in Menzingen 1844–1944* (Menzingen 1944); *Die Briefe der Dienerin Gottes Frau Mutter Bernarda Heimgartner an ihre Mitschwestern 1851–1963*, hrsg. v. A. Sampers (Menzingen 1972).

<sup>10</sup> Henggeler, a. a. O. 19.

<sup>11</sup> Maria Crucis Doka, *Das Schulwesen der Lehrschwestern vom Hl. Kreuz in Menzingen Kanton Zug 1844–1874* (Freiburg, Schw. 1963).

<sup>12</sup> Vgl. M. C. Rutishauser, *Mutter Maria Theresia Scherer. Leben und Werk* (Ingenbohl <sup>2</sup> 1967).

<sup>13</sup> Vom Oktober 1849–1851 leitete Mutter Bernarda das Mädchenpensionat in Rhäzüns, das 1851 nach Zizers verlegt wurde: Hegglin, a. a. O. 56. <sup>14</sup> Henggeler, a. a. O. 101.

<sup>15</sup> Brief v. 23. 8. 1856 an Bischof Arnold von Basel, in: Henggeler, a. a. O. 121.

<sup>16</sup> Am 11. Jan. 1857, vgl. ebd. 135. <sup>17</sup> Ebd. 148 ff. <sup>18</sup> Rutishauser, a. a. O. 155.

<sup>19</sup> P. Paul Amherd OFM Cap. und Dr. Hieronymus Loretz, ebd. 233 ff., 281 ff.

<sup>20</sup> Ebd. 102. <sup>21</sup> Ebd. 395. <sup>22</sup> Zit. ebd. 230 ff.

<sup>23</sup> P. Stadler, *Der Kulturkampf in der Schweiz* (Stuttgart 1984) 565 ff.; Henggeler, a. a. O. 188 ff.

<sup>24</sup> Stadler, a. a. O. 572 ff.